Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 106 (1978)

Artikel: Holzbohlenmalereien des 16. Jahrhunderts aus Gais
Autor: Heydrich, Christian
Kapitel: Baugeschichte der "Unteren Säge Rotenwies"
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-283312

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einführend wird sich ein etwas längerer Abschnitt mit der Baugeschichte des Hauses befassen. Mit den baulichen Aspekten im Zusammenhang steht die Beschreibung der Konstruktion der Stubenwände, der eigentlichen Bildträger, welche mit Ansichts- und Querschnittzeichnungen veranschaulicht werden.
Der darauffolgende deskriptive Teil beschreibt das allgemeine Dekorationsschema und die einzelnen Darstellungen.
Im Kapitel über die Maltechnik und die verwendeten Malmaterialien werden die Resultate einer, für ein solches Objekt erstmaligen chemischen Laboruntersuchung von Pigmenten und Bindemitteln genannt. Den Abschluss dieses Teils bildet der Restaurierungsbericht.
Im Kapitel über die Ikonographie werden die einzelnen Motive auf ihre Herkunft, Aussage und Funktion hin untersucht. Mit Hilfe der dabei gewonnenen Ergebnisse wird es unter anderem möglich sein, die Malereien genau zu datieren. Auch werden Vergleichsbeispiele genannt.
Abschliessend werden noch einige Gedanken zur Person des anonymen Malers gemacht werden.

Baugeschichte der «Unteren Säge Rotenwies»

Im Tale des Rotbachs, das sich zwischen Gäbris und Sommersberg vom Dorfkern Gais nordostwärts erstreckt und seit alters her «Rotenwies» genannt wird, steht in einer Niederung der Hof «Untere Säge», ein grosses Kreuzfirsthaus.[1]
Es soll nun versucht werden, die Geschichte dieses Hauses und seine baulichen Veränderungen im Verlaufe der Zeit zurückzuverfolgen.

I. Geschichte des Hauses in der heutigen Form

Die «Untere Säge Rotenwies» ist seit 1976 im Besitze der Familie Werner Hanselmann-Höhener. Das Haus entstammt der Erbmasse von Jakob Höhener (gestorben 1975), dem Vater der jetzigen Frau Hanselmann.
Anhand der «Zedelbücher» (Pfandprotokolle) für das Haus Nr. 161 «Untere Säge Rotenwies» im Gemeindearchiv Gais, konnten die Besitzverhältnisse bis ins Jahr 1784 zurückverfolgt werden. Aus noch früherer Zeit gibt es leider keine Bücher über die politische Ge-

---

[1] Planquadrat 753/248 der Schweizerischen Landeskarte 1 : 25 000, Gais, Blatt 1095.

meinde, da solche vor der Zeit der «Helvetischen Republik» (seit 1798) auf dem Lande nicht üblich waren. Lediglich die Kirchgemeinde führte seit dem 16. Jahrhundert Buch über Geburten, Hochzeiten und Todesfälle.
Von 1784—1840 gehörte die «Sägeheimat» einem «ledigen» Johannes Menet. Das Inventar des Gantkaufbriefes von 1840 zeigt, dass das Anwesen schon damals etwa in seiner heutigen Form bestanden haben muss. Auf dieser Gant wurde das Haus von Gemeindeschreiber Eisenhut käuflich erworben, der es gleich an einen gewissen Hans Jakob Bodmer weiter verkaufte.
Von 1853—1859 war das Haus im Besitze von Johannes Kern. 1859 erfolgte wiederum eine öffentliche Gant, wobei der neue Besitzer ein gewisser Zuberbühler war. Er hatte das Haus wohl aus Spekulationsgründen erworben, gehörte es ihm doch nur fünf Tage. Mit Verlust verkaufte er es dann weiter und zwar an Johann-Jakob Höhener.
Seit diesem Datum blieb das Haus im Besitz der Familie Höhener. Mündliche Überlieferungen, die auf den Grossvater von Frau Hanselmann-Höhener zurückgehen, besagen folgendes: Schon Johannes Höhener berichtete nie von einer Sägerei, was heissen würde, dass dessen Vater, Johann-Jakob Höhener, kaum mehr in diesem Beruf tätig gewesen sein konnte.
Interessanterweise berichtete er aber von einem Weiher, der sich talaufwärts in der Nähe des Hauses befunden haben soll. Dies könnte auf eine frühere Verwendung des Hauses als Säge hindeuten.
Eine weitere Mitteilung besagt, dass die «Säge» früher einmal eine Wirtschaft gewesen sein soll.
Jakob Höhener konnte sich noch an einen Umbau des Hauses erinnern, den er als Kind ca. 1910 miterlebt hatte.

II. Datierung der Bauetappe unter Verwendung der Ergebnisse der Bauanalyse

Als beim Umbau von 1977 die Täferverkleidung der Südfassade (Fensterfront) entfernt wurde, liessen sich deutlich verschiedene Bauetappen feststellen, welche nun einzeln behandelt werden sollen. Auf diese Weise werden wir nicht nur eine lückenlose Baugeschichte erhalten, mit ihr wird auch eine knappe Darstellung der Entwicklung der Form des Appenzellerhauses verbunden sein.
Bei der Konstruktion des Baukörpers des Wohnhauses stellt man zwei verschiedene Bauweisen fest:
Der grössere Teil des ersten und zweiten Geschosses ist in Blockbauweise aus hochkantig zubehauenen Tannenbohlen konstruiert,

nur die östlich gelegenen zwei Stuben sind in Ständerbauweise ausgeführt.
Ebenfalls in Ständerbauweise gebaut sind die zwei obersten Geschosse. Diese Teile scheinen wesentlich jünger zu sein als die im Blockbau ausgeführten. Zuerst sollen die Bauteile, die in Blockkonstruktion ausgeführt sind, besprochen werden.
Die unterste Bohle, die Schwelle, liegt auf einem ca. 1 m hohen gemauerten Sockel, in welchen zur Beleuchtung des Kellergeschosses Fenster eingelassen sind.
Diese Schwelle ist aber nicht über die ganze Fassadenbreite durchgehend ausgebildet. Sie ist an zwei Stellen unterbrochen, nämlich dort, wo die Schwellenbalken der Seitenwände der unteren grossen Stube mit der Schwelle der Frontseite miteinander verzapft sind.
Hier befinden sich zwei sogenannte «Schwellenschlösser», wie sie uns von Ständerbauten her vertraut sind.[2] Bei Blockbauten sind solche Schwellenverbindungen eigentlich überflüssig, bilden doch die starken Bohlen des Wandgefüges eine genügende statische Festigkeit. Schwellenschlösser der gleichen Art fand ich bei zwei weiteren gerade im Umbau befindlichen Häuser in der Gegend von Gais: Am Gasthof «Bierhaus» in Gais, wohl aus dem 17. Jahrhundert,[3] und an einem Bauernhaus in der «Bendlehn» Nr. 368 in Speicher, dessen älteste Bauteile mit den Schwellenschlössern laut Steinmann aus dem 16. Jahrhundert zu stammen scheinen.
Gschwend hat Schwellenschlösser an Blockbauten auch im Grenzbereich zwischen Mittelland und Alpen festgestellt und meint, dass wohl Elemente des scheinbar ursprünglicheren Ständerbaus aus Tradition übernommen worden waren.[4]
Die Eckverbindung der Bohlen der Südfront der grossen Stube im Erdgeschoss, der Stube also, in der sich die Malereien befanden, und deren Seitenwände sind im sogenannten «Zapfenstrick» ausgeführt: Beim normalen Blockbau werden die liegenden Balken waagrecht ausgelegt und ca. 15—20 cm vor den Ecken oben und unten eingeschnitten und dann kreuzweise übereinandergelegt. Dadurch entsteht ein fester Block mit überstehenden «Gwettköpfen».[5] Beim «Zapfenstrick»[6] sieht die Konstruktion etwas anders aus: Die hier zwischen 33—47 cm hohen und 5 m[7] langen, mit der Axt aus Tannenstämmen herausgehauenen Kanthölzer (Bohlen) sind «gestrickt», und zwar so, dass sie dabei keine über die Wand vorstehenden Bal-

---

[2] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 18, S. 48.
[3] E. Steinmann, Schweizerischer Kunstführer Gais, Basel 1977, S. 17.
[4] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 48.
[5] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 40.
[6] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 45.
[7] Die Masse beziehen sich hier auf das Haus «Untere Säge».

kenköpfe oder Vorstösse aufweisen. Zur besseren Sicherung sind sie daher mit schwalbenschwanzförmig schräggeschnittenen Enden verzinkt.
Verbindende, senkrecht eingelassene Holznägel zwischen den Balken erhöhen den Zusammenhalt zwischen den Balkenlagen.
Die obere Lagerfläche jedes Balkens ist etwas ausgehöhlt und mit Moos und vor allem mit Farnkraut gefüllt.
Der Druck des darüber liegenden Balkens presst die Fuge so stark zusammen, dass sie vollständig dichtet, und so Wind- und Wettereinflüsse vom Hausinnern fern gehalten werden können. Gschwend erwähnt, dass der «Zapfenstrick» fürs 16. Jahrhundert belegt sei,[8] Steinmann hingegen weist darauf hin, dass dieser an den zahlreich erhaltenen Bauten des 16. Jahrhunderts im Appenzellerland die gängigste Bauform gewesen sei![9]
Die Nebenstube westlich der grossen Stube im Erdgeschoss, sowie das ganze erste Obergeschoss sind spätere Anbauten, was aus ihrer Konstruktion abzuleiten ist:
Die Wände sind, wie schon erwähnt, ebenfalls im Blockbau errichtet. Im Gegensatz aber zum «Zapfenstrick» sind die Eckverbindungen der westlichen Hauskante der Südfront mit Eckverkämmungen und Vorstössen ausgeführt. Ein Schwellenschloss fehlt. Die Schwelle und die kurzen Balken der Nebenstubenfrontwand sind bis dicht an die linke Ecke des ersten Baues herangeführt (gestossen) und nicht weiter mit ihr verbunden.
Die Balken der Frontwand des ersten Obergeschosses sind ca. 8 m lang und durchgehend über die ganze Breite bis auf die Höhe der rechten Hausecke des ersten Baues gelegt. Die östliche Eckverbindung der Bohlen des Obergeschosses mit Vorstössen ist gleich wie die der linken Hauskante.
Ein Indiz für einen späteren Anbau dieser Teile ist die schon weit fortgeschrittene Verwitterung des Holzes der ehemaligen westlichen Aussenwand der grossen Stube im Erdgeschoss. Wäre das Holz nie dem Wetter ausgesetzt gewesen, hätte keine solche Alterung stattfinden können.
Mit Hilfe von Konstruktionsdetails konnten wir bis jetzt die Gliederung der Südfront von zwei älteren Bauten, die deutlich von der heutigen Hausform abweichen, nachvollziehen.
Wie mögen nun diese Häuser in ihrer ursprünglichen Gestalt ausgesehen haben? Die Gliederung der Hausfront kann uns dazu Hinweise geben, wichtig wäre es aber, auch die möglichen Grundrissformen zu kennen.

---

[8] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S.45.
[9] Mitteilung von Dr. E. Steinmann, Trogen.

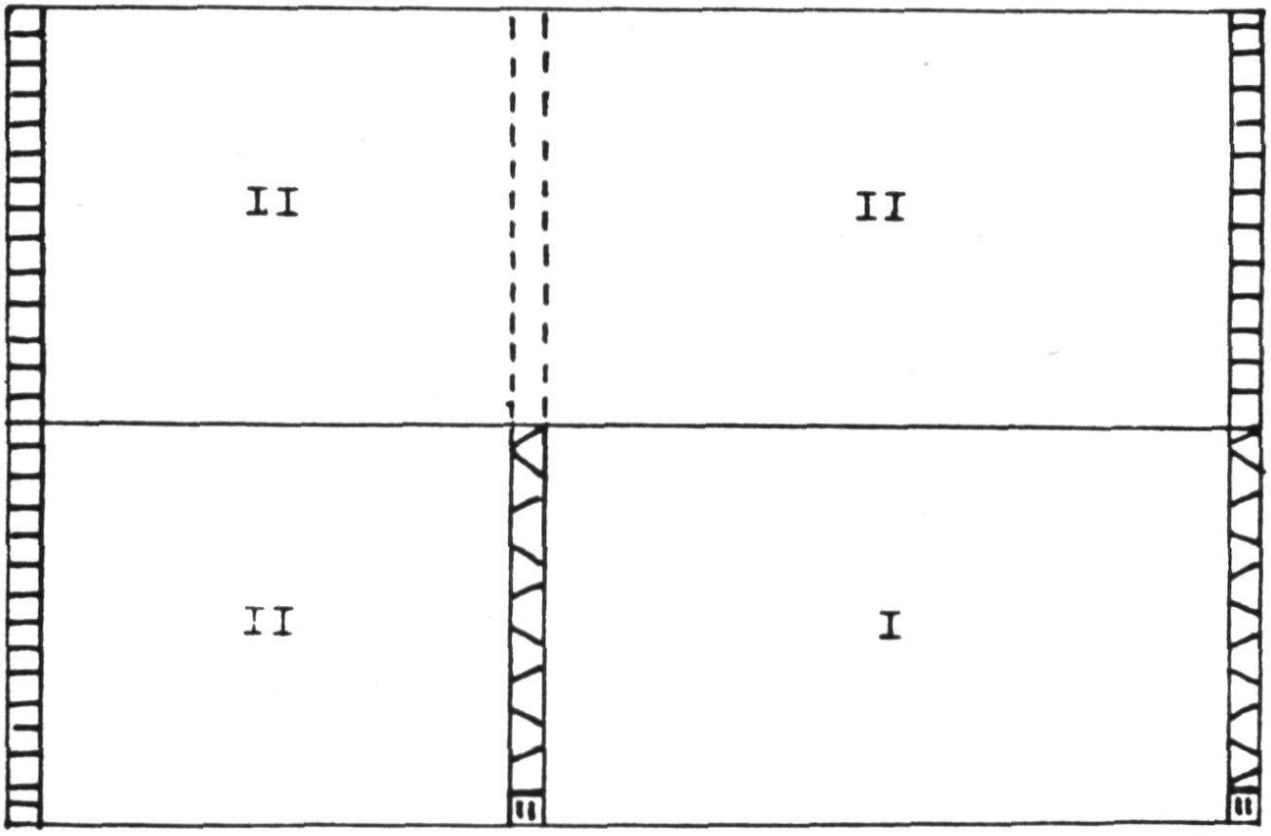

Abb. 1: Ansicht der Südfront nach der zweiten Bauetappe

Dabei drängt sich die Frage nach der Datierung zunächst des älteren Baues auf, um ihn mit anderen, möglicherweise noch bestehenden Bauten der zu bestimmenden Epoche zu vergleichen, oder, wenn solche nicht erhalten sind, mit in der Literatur überlieferten Beispielen.

Auch konstruktive Eigenarten, welche von aussen nicht sichtbar sind, könnten eventuell weitere Hinweise geben.

Da äussere Anhaltspunkte wie Inschriften usw. fehlten, blieb als einzige Möglichkeit zur Datierung die Dendrochronologie, die Jahrringforschung.

Da wir diese Aufgabe aus eigenen Mitteln weder finanziell noch technisch bewältigen konnten, wurde die «Eidgenössische Anstalt für das forstliche Versuchswesen» in Birmensdorf ZH um Unterstützung gebeten.[10]

Zunächst wurden den Stämmen Holzproben entnommen, welche eine möglichst grosse Anzahl Jahrringe aufweisen sollten. Es mussten also Balken gewählt werden, bei denen die Jahrringe vom Kern bis

[10] Leiter: Dr. F. H. Schweingruber.

hinaus an die «Waldkante» [11] verfolgt werden konnten, denn nur so ist es möglich, das Fälldatum genau zu bestimmen. Von diesen Balken wurden an den freistehenden Enden jeweils eine dünne Scheibe des ganzen Querschnittes abgesägt. Insgesamt waren es elf Proben, die zur Bestimmung geschickt wurden.

Prinzip der Dendrochronologie: [12]

Innerhalb eines Baumes besteht eine kontinuierliche Aufeinanderfolge von schmalen und breiten Jahresringen, man nennt das auch Jahrringmuster.
Wichtig ist es zu wissen, dass der unterschiedliche Holzzuwachs, die Ursache der verschiedenen Breiten der Jahrringe, vorwiegend klimatisch bedingt ist, und individuelle Wachstumsbedingungen eine untergeordnete Rolle spielen.
So zeigen Jahrringfolgen gleichzeitig gewachsener Bäume nicht nur innerhalb desselben Waldes sondern auch in grösseren Regionen einen auffallend ähnlichen Verlauf.
Wenn zwischen den Jahresringen zweier Hölzer nun eine Ähnlichkeit untereinander besteht, darf angenommen werden, dass sie gleichzeitig gelebt haben.
Ist eine der beiden Jahrringfolgen bereits datiert, dann ist die Entstehungszeit der anderen bestimmbar.
Als Datierungsgrundlage ist eine in der Gegenwart beginnende zusammenhängende Jahrringchronologie erforderlich.
Zusammen mit den Jahrringfolgen heute noch lebender Bäume und mit denjenigen von verbautem Holz aus verschiedenen Epochen, welche sich zeitlich überschneiden, kann schrittweise ein «endloser Baum» konstruiert werden, mit dem die zu bestimmenden Holzproben zur absoluten Datierung verglichen werden können. Bis jetzt geschah diese Auswertung durch mikroskopische Ausmessung der Jahrringbreiten. Auch der Vergleich der Jahrringbreiten mit dem «endlosen Baum» erfolgte rein optisch.
Da diese Verfahren vor allem bei kleinen Holzproben mit wenigen Jahrringen (weniger als 150) recht mühsam war, wurde in der «Eidgenössischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen» in Birmensdorf eine neue Methode entwickelt, mit der unter Zuhilfenahme von Röntgenuntersuchung und Datenspeicherung im Computer auch bei kleinsten Holzproben genauste Resultate erzielt werden können.

---

[11] äusserster, jüngster Jahresring.
[12] D. Eckstein, Dendrochronologie — der Kalender im Baum, NZZ 4. Aug. 1976, Nr. 180, S. 33.

Prinzip der Radio-Dendrochronologie: [13]

Bis vor kurzem wurde für die dendrochronologische Datierung lediglich die Breite von Jahresringen gemessen.
Nun hat es sich gezeigt, dass sich Klimaeinflüsse innerhalb eines Jahrringes als ganz charakteristische Holzdichteunterschiede manifestieren. Diese Holzdichteunterschiede zu definieren und die so erhaltenen Holzdichtewerte zur Datierung heranzuziehen, ist das Prinzip dieser Methode.
Mit Hilfe von weichen Röntgenstrahlen werden Jahrringabfolgen auf Filmen festgehalten und anschliessend mit einem Densitometer auf ihre Lichtdurchlässigkeit geprüft. Die so ermittelten Lichtdurchlässigkeitskurven können nun mit den Holzdichtewerten gleichgesetzt werden. Auf diese Weise werden neben der Jahrringbreite auch Frühholz- und Spätholzbreite, sowie minimale und maximale Dichten als Kenngrösse erfassbar.
Insbesondere der maximalen Dichte eines jeden Jahrringes (Dichte der 4—6 zuletzt gebildeten Zellen im Jahr) kommt überregionale Bedeutung zu, denn alle Nadelholzarten aus subalpinen Standorten verhalten sich gleich. Auch Unterschiede der geologischen Unterlage, der Höhe über Meer, der Jahresniederschlagsmenge usw., scheinen den Kurvenverlauf der maximalen Dichten nur unwesentlich zu beeinflussen.
Für die Schweiz wurde von in Lauenen (Kanton Bern) verbauten Nadelhölzern eine 700 Jahre umfassende datierte «Mittelkurve» erstellt, deren Werte in einem Computer gespeichert sind. Sie hat für die ganze subalpine Region der Schweiz ihre Gültigkeit.
Eine zu datierende Holzprobe wird nun geröntgt, ein Dichtediagramm wird vom Densitometer ausgemessen und dem Computer zur Auswertung eingegeben. Dieser vergleicht diese Kurve mit der bestehenden Lauener «Mittelkurve» rückwärts, bis die beiden Kurven, die maximalen Dichtewerte also, übereinstimmen. Beide Kurven werden dann so ausgeschrieben, dass die Datierung der zu bestimmenden Holzprobe direkt an der Lauener Kurve abgelesen werden kann.
Von den elf Holzproben aus Gais wurden elf Kurven hergestellt. Daraus wurde mathematisch eine Mittelkurve ermittelt, die mit der Lauener Kurve verglichen wurde.
Der letzte Jahresring konnte so ins Jahr 1497 datiert werden. Da dieser jedoch nicht die Waldkante darstellt — sie ging bei der Entnahme der Probe verloren — entspricht dieses Jahr nicht dem Fäll-

---

[13] F. H. Schweingruber, E. Schär, Röntgenuntersuchungen an Jahrringen, NZZ Nr. 180, Mittwoch, 4. August 1976, S. 34.

datum. Jenes legt Schweingruber in den Zeitraum zwischen 1500 bis 1510 fest.
Durch zahlreiche Beispiele ist belegt, dass die Hölzer meist ohne jahrelange Lagerung frisch verbaut wurden, so dass in der Regel Fällungsjahr und Verbauung des Holzes praktisch gleichgesetzt werden können.[14]
Wir folgen daraus, dass der älteste Bauteil des Hauses in Gais zwischen 1500 und 1510 entstanden ist.
Damit wäre dieses Haus das älteste bis jetzt bekannte im Kanton Appenzell. Das bisher frühste Beispiel ist 1539 datiert und steht ebenfalls in der Rotenwies.[15]
Von diesem Haus aus der Zeit um 1500 ist uns nur noch die Stube geblieben. Sie weist einen quadratischen Grundriss von 5 mal 5 m auf. Grundsätzlich wären nach Gschwend im ausgehenden 15. Jahrhundert zwei Haupttypen möglich:

1. Ein einräumiges Haus mit einer Rauchstube:

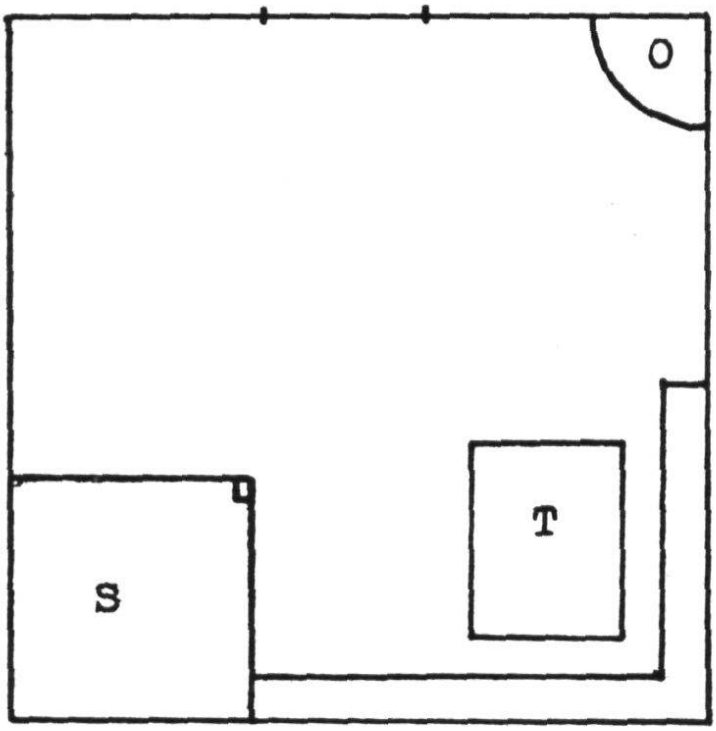

Abb. 2: Angenommener Grundriss eines einräumigen Hauses

Obwohl uns im Appenzell aus dem 15. und 16. Jahrhundert keine solchen Häuser mit diesem Grundriss mehr bekannt sind, vermutet Gschwend in ihnen die ursprünglichste Form der früheren Appenzellerhäuser.[16] In solchen Einraumhäusern mit einer sogenannten

---

[14] D. Eckstein, Dendrochronologie — Kalender im Baum, NZZ Nr. 180, 4. August 1976, S. 33.
[15] E. Steinmann, Schweizerischer Kunstführer Gais, Basel 1977, S. 21.
[16] Mitteilung von Dr. M. Gschwend, Basel.

Rauchstube, wie sie heute noch in den Ostalpen vorkommen (Tirol),[17] steht jeweils ein Ofen (o) mit Koch- und Backröhre frei in einer Ecke des Raumes. Er wird von der Stube aus beheizt. Der sich dabei entwickelnde Rauch konnte in den einfachen frühen Bauten meist ohne Kamin nur durch die Dachritzen abziehen.
Auch Schlatter,[18] Meier[19] und Brockmann[20] vermuten in solchen Einraumhäusern die Urform des Appenzellerhauses.
Ein Grundriss dieses Haustyps ist bei Schlatter[21] abgebildet. Der Grundriss ist quadratisch. In einer Ecke befindet sich die offene Herdstelle. Einen Kamin gab es nicht, der Rauch konnte durch das Dach abziehen, da der Raum keine Decke besass. In einer anderen Ecke befand sich die Schlafstatt (S), eine mit Heu gefüllte Pritsche. An den Wänden waren Bänke befestigt, und in einer dritten Ecke stand ein Tisch (T). Ob solche Häuser Fenster besassen ist nicht bekannt, aber doch anzunehmen.

2. Ein zweiraumtiefes Haus mit Stube und Küche, mit einem von der Küche aus beheizten Ofen (Abb. 3).

Es ist sicher, dass sich der zweiräumige Haustyp nicht aus dem Einraumhaus entwickelt hat, die beiden sind schon immer nebeneinander vorgekommen, denn schon prähistorische Bauten Mitteleuropas zeigten beide Typen nebeneinander.[22]
In zweiraumtiefen Häusern wurde der Stubenofen (o) meist von der Küche (K) her beheizt, der Rauch blieb in der Küche, was einen entscheidenden Fortschritt darstellte. In solchen Fällen war dann die Wand zwischen Küche und Stube nicht aus Holz, sondern gemauert als Brandmauer ausgebildet.
Im Haus in Gais ist nun die rückwärtige Stubenwand links der Türe gemauert, was auf den Zweiraum-Typus hinweist. Von den alten Küchenwänden ist aber nichts mehr erhalten, so dass diese These nicht endgültig bewiesen werden kann.
Die Dächer waren in jener Zeit mit Schindeln gedeckt. Es waren dies aus einem runden Klotz mit der Axt abgespaltene Brettchen von ca. 60 cm Länge.[23] Dieses Material war auch entscheidend für die Dachneigung. Eisennägel für die Befestigung der Schindeln waren nicht bekannt oder zu teuer. So wurden die Schindeln einfach auf

---

[17] Mitteilung von Dr. M. Gschwend, Basel.
[18] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 7.
[19] Meier, Appenzellerhaus, S. 9.
[20] H. Brockmann-Jarosch, Schweizer Volksleben, Bd. I, Zürich 1931, S. 12.
[21] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 7.
[22] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 114.
[23] Meier, Appenzellerhaus, S. 11.

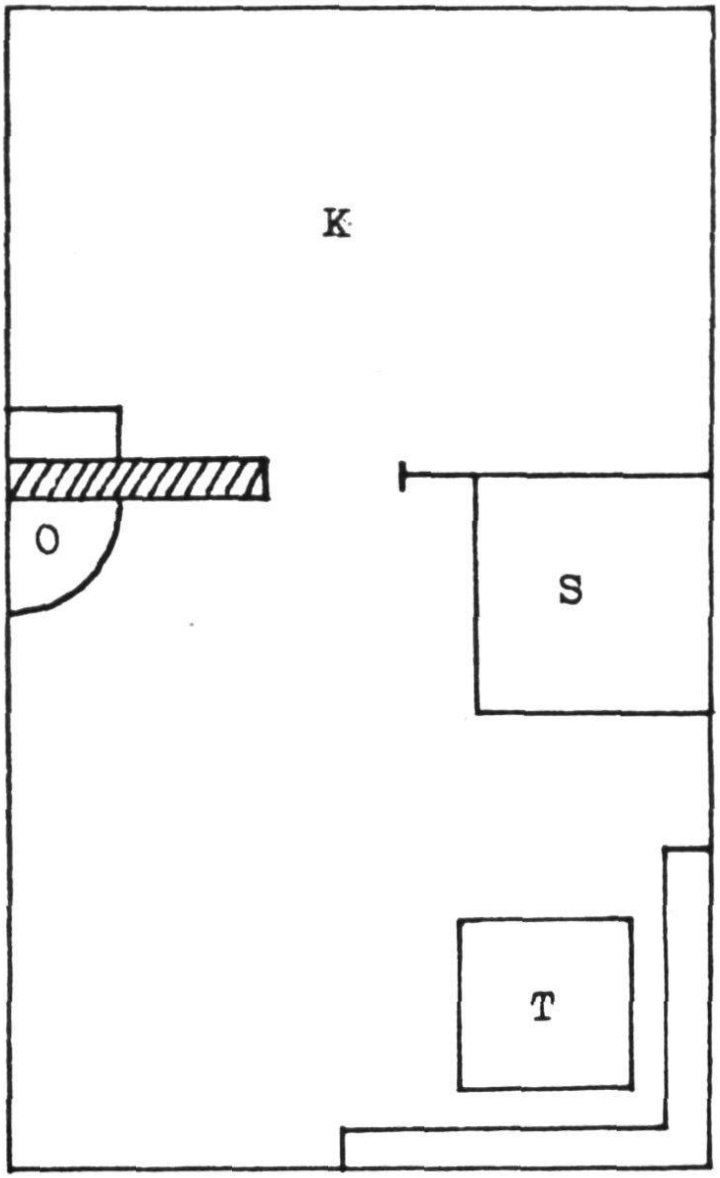

Abb. 3: Angenommener Grundriss eines zweiraumtiefen Hauses

ein Gerüst von Rafen und Pfetten mit schwacher Neigung gelegt und mit «Landen» [24] und Steinen beschwert. Diese relativ flach geneigte Dachform nennt man «Tätschdach». Erst seit dem 17. Jahrhundert, mit dem Aufkommen der Eisennägel, wurden die Dachformen steiler.[25] Bei den Appenzellerhäusern aus dem frühen 16. Jahrhundert können wir zwei verschiedene Typen anhand ihrer Dachformen auseinanderhalten:

Einmal das Tätschdachhaus mit Giebelfront, dann das Tätschdachhaus mit Trauffront, das «Heidenhaus».[26] Diese letzteren sind vor

---

[24] Quer über die Schindeln gelegte, schwere Latten.

[25] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 17.

[26] — Lexikon des deutschen Aberglaubens, Art. «Heiden», S. 1643: «in der Schweiz haben viele sehr altertümliche Häuser die Bezeichnung Heidenhäuser oder Heidenhütten.»
— Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 11: Die Bezeichnung «Heidenhaus» ist zu suchen in der volkstümlichen Überschätzung des Alters solcher Häuser.

allem im Gebiete von Gais heute noch in grösserer Anzahl zu sehen.[27] Meier sieht einen Zusammenhang mit den Sonderleuten, welche seit Beginn des 15. Jahrhunderts in diesem Gebiet ansässig waren, welche diese Hausform eingeführt hätten. Das Giebeltätschdachhaus wäre seiner Meinung nach der ältere Typus. Gschwend hingegen weist darauf hin, dass schon in frühester Zeit Leute vom Abt von St.Gallen aus dem Thurgau, wo das Heidenhaus den ältesten Haustyp darstellt, in diesem Gebiet angesiedelt wurden. Er möchte aber auch eine parallele Entwicklung nicht ausschliessen.[28]
Die Frage, ob das erste Haus in Gais ein trauf- oder giebelständiges Dach besass, muss also wegen der fehlenden, zum Nachweis nötigen Bauteile offen bleiben.

*

In einer zweiten Bauetappe ist dieses erste kleine Haus vergrössert worden:
Der quadratischen grossen Stube im Erdgeschoss wurde gegen Westen eine etwas schmälere Nebenstube angebaut. Diese zwei Räume wurden mit einer Türe miteinander verbunden.
Das bis dahin wahrscheinlich eingeschossige Haus wurde um ein Stockwerk erhöht. Die Raumaufteilung des Obergeschosses war die gleiche wie im Untergeschoss. Indizien für einen separaten Feuerraum (Küche) konnten auch für diese Bauetappe, ausser der genannten Wand der grossen Stube im Untergeschoss, keine gefunden werden; doch müssen wir ihn für ein Haus dieser Grösse und aus Proportionsgründen annehmen, und zwar an der Nordseite angebaut, sich über die ganze Hausbreite erstreckend.[29]

---

[27] Meier, Appenzellerhaus, S. 10.
[28] Mitteilung von Dr. M. Gschwend, Basel.
[29] Mitteilung von Dr. M. Gschwend, Basel.

Der Grundriss würde dann so aussehen:

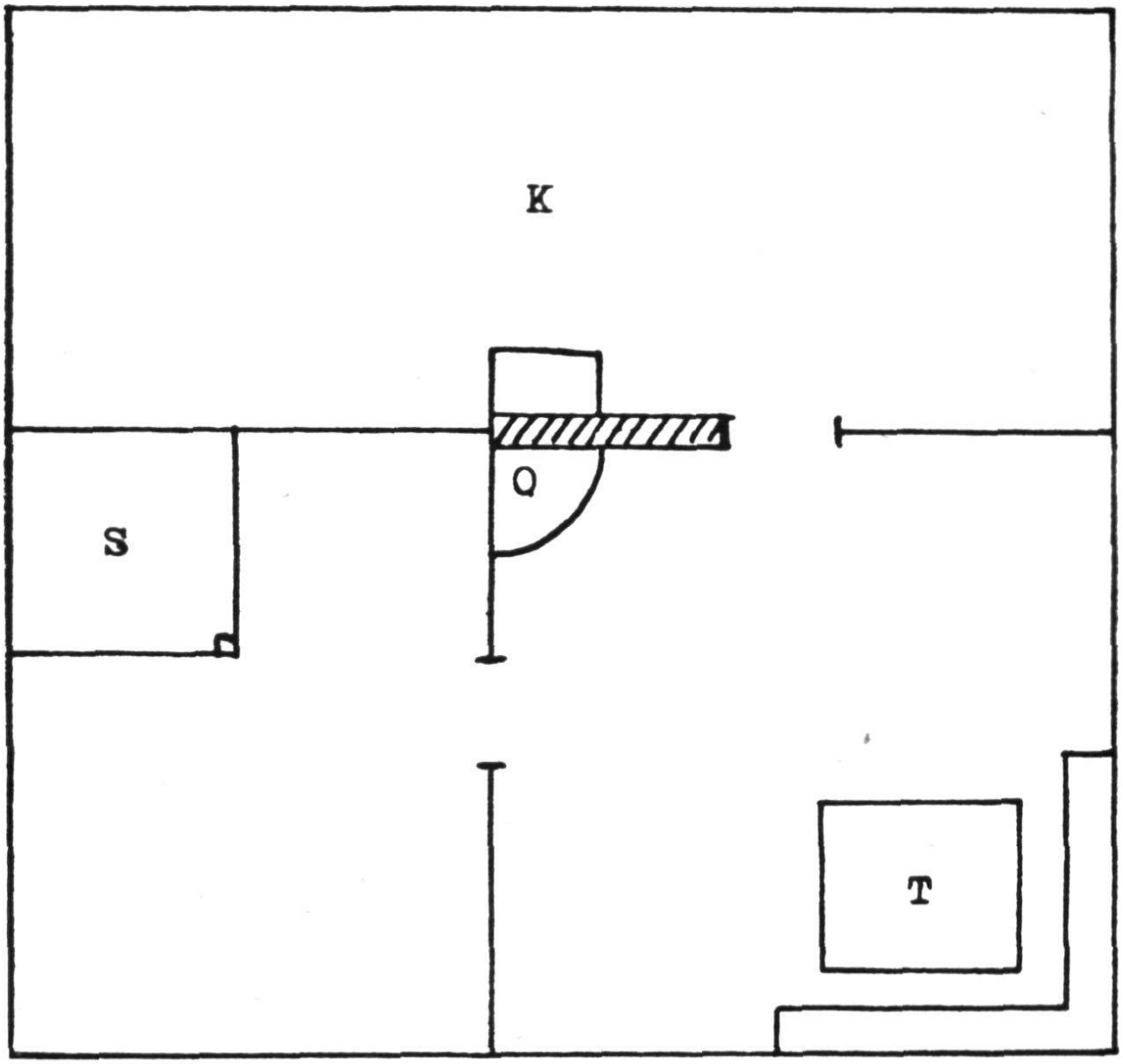

Abb. 4: Grundriss des Erdgeschosses der «Unteren Säge» nach dem ersten Umbau

Einen solchen Grundriss finden wir auch bei Schlatter abgebildet.[30] Von Johann Caspar Zellweger existiert eine Beschreibung eines nämlichen Hauses nach einer Zeichnung von Johann Ulrich Fitzi von 1819.[31] Er schreibt unter anderem:

«Vom Eingang des Hauses kommt man in die Küche und von der kann man in die grosse und kleine Stube. Erstere ist 17½ Schuh lang und ebenso breit und 6½ Schuh hoch. Die Stubentür hat Behenke und Falle und ist 5 Zoll dick. Die kleine Stube ist nur 9 Schuh lang und ebenso breit und 6½ Schuh hoch. Der Ofen darin ist sehr gross im Verhältnis der Grösse der Stube, er hat 15 Schuh im Um-

[30] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 9.

[31] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 11. Es handelt sich um das sogenannte «Badtenhaus» in Niederteufen.

fang und ist nur 5½ Schuh weit von den Fenstern entfernt. Beide Stuben haben sonst nichts Auffallendes. Die Küche ist gross und hat das Auffallende, dass man frei bis unter das Dach hinauf sieht und kein Kamin vorhanden ist, sondern nur eine ‹Gugere›, durch die der Rauch hinaus geht... Aller Zimmer Länge ist wie die Breite, bei einer Höhe von 6½ Schuh, und etliche haben statt Fenstern wohl nur einen Schuh hohe und breite wie eckige Loche ohne Läden.»
Die Abbildung eines ähnlichen, etwas grösseren Hauses finden wir bei Meier.[32] Es ist ebenfalls ein Aquarell von Johann Ulrich Fitzi von 1819, das sich heute in der Kantonsbibliothek des Kantons Appenzell A. Rh. in Trogen befindet. Dabei handelt es sich um ein Heidenhaus, das wahrscheinlich von der Küchenseite her gesehen ist, da ein Hauseingang abgebildet ist, der ja immer auf der Hausrückseite lag.
Das Haus, ein reiner Blockbau mit überstehenden Gwettköpfen an den Ecken, erhebt sich zweistöckig über einem gemauerten Kellergeschoss mit Fenstern. Auffallend ist, wie wenige Fenster das Haus sonst aufweist. Nur gerade im Untergeschoss ist eine lange Fensterreihe eingelassen. Das ganze obere Stockwerk weist nur gerade zwei kleine Fensteröffnungen auf. Bei ihrer Verglasung scheint es sich um «Butzenscheiben» zu handeln.
Dieses Haus ist etwas grösser als unsere Rekonstruktion, ist es doch um je eine Stube im Unter- und Obergeschoss breiter. Die Scheune ist direkt ans Haus angebaut. Der First ist nicht durchgehend, setzt sich aber in der direkten Linie wie derjenigen des Hauses fort.
Solche Scheunen sind nach Schlatter alle neueren Datums, was er an der verschiedenen Höhe und Dachschräge des Anbaus erkennen will. Er beschreibt zudem «altertümliche Häuschen», Heidenhäuser, wo die Scheune frei in zufälliger Stellung in der Nähe des Hauses steht.[33]
Eine solche Trennung von Wohn- und Wirtschaftsteil, von Gschwend «Wohnhäuser im Mehrhausbau» genannt, ist die ursprünglichste Siedlungsform im Alpengebiet,[34] und wohl auch für das Appenzellerland zutreffend, so dass wir dieses Bild auch für unser Haus übernehmen wollen.
Aus diesen in Bild und Literatur überlieferten Beispielen haben wir uns nun sowohl für das Äussere als auch für das Innere des erweiterten zweiten Hauses eine Vorstellung bilden können.
Wir wissen, dass ein erster Hausbau um 1500—1510 erfolgt ist. Jetzt taucht die Frage nach dem Zeitpunkt der Vergrösserung auf.

---

[32] Meier, Appenzellerhaus, S. 1.
[33] Schlatter, Unsere Heimstätten, S. 14.
[34] Gschwend, Schweizer Bauernhäuser, S. 103.

Um sie beantworten zu können, müssen wir kurz auf die Malereien in der grossen Stube des Erdgeschosses Bezug nehmen, ohne der weiteren Besprechung all zu sehr vorgreifen zu wollen. Die Malereien liegen ganz auf dem Holzwerk des ersten Hauses von 1500—1510. Die Türe aber, welche Stube und Nebenstube miteinander verbindet, ist vor oder mit der Malerei entstanden, was durch die gemalte Türeinfassung belegt ist.
Zwischen dem Holzwerk und der Malschicht liegt eine dicke Schmutzschicht, die überall dort sehr gut sichtbar ist, wo Farbe und Grundierung abgeblättert sind.
Auch war das Holzwerk, als es bemalt wurde, bereits vom Holzwurm befallen, was aus den zahlreichen verkitteten und übermalten Frassgängen hervorgeht.
Diese zwei letztgenannten Punkte, die auf eine längere Benutzung des Raumes, welche gewisse Alterungsschäden zur Folge hatte, hindeuten, lassen uns vorerst vermuten, dass das erste Haus ungefähr 100 Jahre bewohnt wurde, ehe es vergrössert wurde.
Auch die dritte, jüngste Bauetappe, bei welcher dem Haus seine heutige Gestalt mit Kreuzfirst gegeben wurde, lässt sich von Süden her gesehen deutlich von den zwei vorausgegangenen unterscheiden: Anstelle der Blockbauweise erfolgte die Vergrösserung in Ständer- und Riegelbau.
Das ganze Giebelfeld vom dritten Geschoss an ist in Riegelbauweise ausgeführt, wobei die Wandfüllungen zwischen den einzelnen Riegeln, die sogenannten «Gefachfüllungen», mit liegenden, kurzen Bohlen geschlossen sind.
Auch die beiden östlich an den ältesten Bauteil angebauten Stuben im Erd- und ersten Obergeschoss sind in Ständerbauweise errichtet, wobei die Wandflächen zwischen den Ständern ebenfalls mit liegenden Bohlen verschlossen sind.
Wie weitgehend das Haus auch nach Norden vergrössert wurde, liess sich leider nicht feststellen.
Zu diesem Zeitpunkt wird auch der Zusammenschluss von Wohn- und Wirtschaftsteil erfolgt sein. Vielleicht wurde der alte Stall, der in Blockbauweise ausgeführt ist und die gleiche Flucht aufweist wie die Südwand des Hauses, übernommen und in die Ummantelung aus Ständer- und Bretterkonstruktion integriert.
Nach Steinmann sind solche Anbauten in Riegelkonstruktion im Appenzell erst im 19. Jahrhundert möglich.[35] Gschwend hält allerdings auch ein früheres Datum für möglich.[36]

---

[35] Mitteilung von Dr. E. Steinmann, Trogen.
[36] Mitteilung von Dr. M. Gschwend, Basel.

Auf einem Federaquarell von Johann Ulrich Fitzi, «Gemeindepanorama Gais», zwischen 1839 und 1852 entstanden, ist auch eine Ansicht der «Rotenwies» von Süden her gesehen erhalten.[37] Darauf ist die «Untere Säge» schon in ihrer heutigen Gestalt wiedergegeben. Nichts deutet darauf hin, dass das Haus damals noch als Industriebetrieb genutzt wurde, da dies auf der minutiös gezeichneten Ansicht sicherlich zu sehen wäre.
Ein wichtiger Hinweis für die Datierung dieser letzten Bauetappe fand sich wiederum in den «Zedelbüchern» im Gemeindearchiv Gais: 1784 kaufte Johannes Menet das Haus für 4800 Gulden. 1840 wurde es für 6620 Gulden weiter verkauft. Zwischen 1784 und 1840 erlebte das Haus demnach eine Wertsteigerung von 1820 Gulden.
Dies erscheint, die normale Inflation berücksichtigt, normal. Grössere Umbauten müssten sich in einem deutlicheren Preisunterschied niedergeschlagen haben.
1853 wechselte es für Fr. 15 478.— erneut den Besitzer. Rechnet man die 6620 Gulden in Franken um, so erhält man einen Betrag von ca. Fr. 14 500.—.[38]
Das Haus hat also auch zwischen 1840 und 1853 nur eine geringe Wertsteigerung erfahren. Dies scheint zu beweisen, dass es schon 1784 in seiner heutigen Gestalt bestanden haben muss.
Die Geschichte des Hauses im Zeitraum von Ende des 16. Jahrhunderts bis 1784 zu erforschen, war leider wegen der fehlenden Quellen nicht möglich. Doch glauben wir, dass es in seiner heutigen Form in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden ist.

Konstruktion der Stubenwände

Die vier Wände der grossen Stube des ersten Hauses von 1500—1510 bilden die eigentlichen Bildträger unserer Malereien. Wie wir schon gesehen haben, ist die Dekoration des Raumes aber erst später entstanden.
In den folgenden, im Massstab 1 : 56 gehaltenen Planskizzen vom Aufbau der Wände aus den einzelnen Balkenlagen, sind die genauen Masse in Zentimetern, sowie alle sowohl originale als auch spätere Löcher und Einkerbungen im Holz eingetragen (Abb. 5). Die Anordnung dieser Löcher und Kerben, in denen früher vorstehende Hart-

---

[37] Befindet sich heute in der Gemeindekanzlei Gais. Abb. in: K. Rechsteiner, E. Steinmann, 700 Jahre Gais, Gais 1972, S. 73.
[38] 1 Gulden = ca. Fr. 2.15. Die Umrechnung erfolgte mit Hilfe der «Zedelbücher».